

Hildegard Geisberger, Döbrastr. 3, 81549 München

im November 2005

Hans Christian Andersen
1805 – 1875

(Alle Zitate nach der Einleitung aus: Jens Andersen „Hans Christian Andersen – Eine Biographie“, Insel-Verlag 2005; die Namensgleichheit ist zufällig)

Einleitung: Im September 2005 waren wir 2 Wochen in Dänemark – in Fjand, am Nissum-Fjord. Dabei begegnete uns das „International H.C. Andersen Sandskulpturfestival 2005“ in Rømø und Søndervig. Ich zitiere aus dem Prospekt für die deutschsprachigen Besucher (keine Tippfehler, vielmehr charmantes Deutsch!!):

„Dieses Jahr kommen Skulpteuren von der ganzen Welt. Beide Ausstellungen bestehen aus 12 Skulpturen von zirka 3,80 Meter Höhe. Die professionellen Skulpteuren kommen u. a. von Norwegen, Spanien, Finland, Deutschland, Australien, Singapur und Dänemark. Außer den 12 Skulpturen wird eine gigantische Skulptur von ungefähr 26 Meter Länge und 4 Meter Höhe die beiden Festivals schmücken...“

Und:

„Im Jahre 2005 feiert Hans Christian Andersen 200 Jahre Geburtstag. Dieser wird mit einer der größten Kulturfestlichkeiten jemals in Dänemark gefeiert. Der Sandskulpturfestival „Eine Welt von Sand“ nimmt in der Feierung mit Festivals von internationale Dimensionen teil.“

Und:

„Sandkasten: Auf jedem Festivalplatz besteht die Möglichkeit das Kinder und Erwachsene zusammen ihre Fähigkeiten als Skulpteure üben zu können.“

(Anmerkung der Referentin: Ich wäre froh, wenn ich so gut Dänisch spräche wie die Dänen Deutsch!)

-o-o-o-o-o-o-o-o-



Hans Christian Andersen wird am 2. April 1805 in Odense auf der Insel Fünen geboren. Er stirbt am 4. August 1875.

Andersen war bitterarmer Leute Kind. Die Mutter ist Waschfrau, Analphabetin, abergläubisch – wie viele Bewohner Fünens. Der Vater ist Schuhmacher, Leser, Grübler, kam mit den Ideen der Aufklärung in Berührung, verehrt Napoleon. Es gibt zu viele Schuhmacher auf Fünen, der Lohn ist kärglich. Eine Gutsbesitzerstochter gibt Tanzschuhe in Auftrag und stellt dem Schuhmacher dafür die Seide zur Verfügung. Mit den Schuhen ist sie nicht zufrieden, feilscht um den geringen Lohn. Andersens Vater schneidet die Seide von den Schuhen, gibt sie ihr zurück, verzichtet auf das Geld.

Hans Christian besucht die Armenschule. Nahe bei der Werkstatt des Vaters, in der die Familie auch isst und schläft, liegen das Armenhaus und das Zuchthaus.

Als Andersen 11 Jahre alt ist, stirbt der Vater.

Kurz darauf heiratet die Mutter wieder einen Schuster.

Die Mutter stirbt 1833 an Delirium Tremens im Armenstift. Andersen hat damals als Poet bereits debütiert, unterstützt die Mutter aber nicht. Mehr als ein paar karge Almosen lässt er ihr nicht zukommen.

Auch mit der Halbschwester, unehelich geboren, 6 Jahre älter als Andersen, will er nichts zu tun haben. Er versucht ihre Existenz mit allen Mitteln zu verheimlichen. 1846 wird sie in einem Armengrab beigesetzt.

Man kann fragen, wie ein Kind aus solchen Verhältnissen als Schriftsteller Karriere machen konnte.

Dafür gibt es mehrere Gründe:

- Er ist bereits als Kind fest von seiner künstlerischen Berufung überzeugt
- Er hat das Talent, das Establishment für seine Person zu interessieren, mehr noch: es zu tätiger Hilfe zu mobilisieren. Dies gelingt ihm bereits als Kind in Odense, später in Kopenhagen, dann in ganz Europa.
- Das „Naturkind“, das aus trüben Verhältnissen zum schönen Schwan mutiert, ist in den Salons der high society en vogue.
- Er kommt früh mit poetischen Texten in Berührung. Der Vater liest ihm die Erzählungen der Tausendundein Nächte vor. Er lauscht den Erzählungen der Spinnerinnen aus dem Armenhaus nebenan. Wenn sich die Mutter bei der Hopfenernte auf ein Gut verdingt, nimmt sie Hans Christian mit. Nach getaner Arbeit versammelt sich das Gesinde des Abends in der Scheune. Dort werden Geschichten erzählt. Es gibt einen exzentrischen Großvater väterlicherseits, der mit Blumen bekränzt singend durch Odensee irrt und Holzfiguren schnitzt – Menschen mit Tierköpfen, geflügelte Tiere. Auch er erzählt bizarre Geschichten, die Andersens Phantasie anregen.

Als Vierzehnjähriger geht Andersen gleich nach seiner Konfirmation nach Kopenhagen. Er wohnt bei einer Tante im Bordellviertel. Er will Tänzer, Sänger, Schauspieler am Königlichen Theater werden.

Er kommt in den Stimmbruch, mit seiner Engelsstimme („Nachtigall von Fünen“) ist es vorbei. Er ist hochaufgeschossen (1,85 Meter), dürr, hat überproportional lange Gliedmaßen. Dennoch schafft er es, am Königlichen Theater Statistenrollen zu bekommen. Man stelle sich Hans Christian als den vierten Troll von links vor...

Jonas Collin, 1776 – 1861, dänischer Staatsbeamter der Finanzen, ab 1821 Ökonomischer Direktor des Königlichen Theaters, ein kluger Philanthrop, nimmt sich seiner an. Mit Collins Hilfe debütiert

Andersen rezitierend, singend, schauspielernd in den Salons des Kopenhagener Establishments. Der Jüngling aus dem Dschungel der Unterschicht mit dem fremdartigen Charme eines jungen Orang Utan fasziniert. Mogli, der Frosch, ein pubertierender Tarzan schwingt sich von Liane zu Liane durch die Salons.

Andersen hat seinen Ersatzvater, seine Ersatzfamilie gefunden. Collin – halb zog er ihn, halb sank er hin – übernimmt die gewünschte Rolle. Er wird Hans Christians Vormund.

Als Siebzehnjähriger reicht Andersen zwei Theaterstücke ein, die abgelehnt werden.

Collin ist nüchtern genug zu erkennen, dass das Naturkind für seine weitere Entfaltung Bildung braucht. Er macht Gelder aus einem Kulturfonds locker und expeditiert Hans Christian in ein Internat zur Vorbereitung auf das Abitur.

Andersen sitzt unter Elfjährigen und ist todunglücklich. Er hat einen intelligenten aber sadistischen Lehrer. Noch im 7. Lebensjahrzehnt hat er Alpträume, die um den Rektor Simon Meisling der Gelehrten Schule von Slagelse kreisen.

Als 22jähriger erreicht Andersen von Collin, vorzeitig aus seinem Internatsalptraum entlassen zu werden. Bis zum Abitur, 1 Jahr später, bekommt er einen gleichaltrigen Privatlehrer, den „Hebräischen Müller“, cand. theol. Als 23jähriger erlangt er die Studiumsberechtigung.

Kurz darauf debütiert er mit einem Reisebericht als Schriftsteller, schreibt Romane und Dramen.

Als 34jähriger beginnt er seine Karriere als Märchendichter.

Andersen ist, sobald er es sich leisten kann, passionierter Reisender. Er will die Fremde, das Andere erforschen, bewundern, lieben, sich begeistern, sich inspirieren. Kritische Distanz ist seine Sache nicht.

Er schreibt viele Reiseberichte.

Er reist wiederholt nach Deutschland, Italien, Frankreich, Schottland, Spanien, Portugal, kommt sogar bis Konstantinopel. Amerika fasziniert ihn, aber er befürchtet, auf der Überfahrt zu ertrinken.

Seine Sprachkenntnisse sind miserabel, aber er unterhält ganze Tischgesellschaften mit einem tollkühnen Gemisch gängiger europäischer Sprachen, unterstützt von lebhafter Gestik und Mimik. In Genf kündigt Andersen der Tischgesellschaft seine Abreise an und verspricht zurückzukehren: „Je reviendrai torsdag!“ . „Oh, er kommt am Donnerstag zurück!“.

Dickens über Andersens Sprachakrobatik: „Sein unverständliches Vokabular war fabelhaft. Mein ältester Sohn (polyglott, Anmerkung HG) schwört, kein menschliches Ohr könne Andersen verstehen. Und wie dessen Übersetzerin Bentley erklärt hat, kann er auch nicht Dänisch.“

Er begegnet Balzac, Dumas, Victor Hugo, Heinrich Heine, Charles Dickens, aber auch Musikern: Liszt, Mendelsohn, Robert und Clara Schumann.

Könige, Fürsten, Großherzöge, Barone, Grafen, dänische Gutsbesitzer hofieren ihn.

Der preußische König verleiht ihm einen Ritterorden. Der Erzherzog von SachsenWeimar, ein kunstsinniger Ästhet, schreibt ihm: „Sie müssten in meine Seele hineinfahren, wie etwa eine abgestorbene Seele in Indien.“

Mit dem bayerischen König Maximilian und den Söhnen Otto und Ludwig unternimmt Andersen eine Bootsfahrt zur Roseninsel im Starnberger See. Unterwegs erzählt er die Geschichte vom hässlichen Entlein. Die königliche Familie ist entzückt.

Andersen liebt München, auch wegen Kaulbach, der zu Andersens Märchen „Der Engel“ ein häufig reproduziertes Bild malt.

Andersens große Liebe ist Jonas Collins Sohn Edvard (1808 – 1886). Edvard wird Jurist und eine Stütze der dänischen Gesellschaft, heiratet, hat Kinder. Er ist klug, belesen, ein philanthropischer Pragmatiker.

Das von Andersen in jungen Jahren (brieflich) erflachte „Du“ lehnt er ab. Er ist nicht der Typ für seelenvolle Busenfreundschaften und nicht gewillt, Andersen die Schulter für tränenreiche Seelenergüsse zur Verfügung zu stellen.

Dennoch leistet er Andersen bis zu dessen Tod treue freundschaftliche Dienste. Er ist früh sein literarischer Berater und Kritiker. Er ist es, dem Andersen seine Kinder – Reiseberichte, Dramen, Gedichte, Märchen – zur Taufe zuträgt. Er kümmert sich um Andersens Finanzen, empfängt und beantwortet, trocken und klug, Hunderte von Briefen.

Edwards Sohn Jonas reist 1861 bis 1863 mit Andersen in Spanien. Jonas akzeptiert das „Du“. Ein später Triumph Andersens über den spröden Vater.

Nach Andersens Tod ist Edvard Universalerbe eines gigantischen Papierstapels und eines bedeutenden Vermögens.

Andersen hat im Laufe seines Lebens viele gefühlige platonische Männerfreundschaften. Er bleibt Jüngling. Seine kindliche Unschuld ist ihm Garant seiner dichterischen Potenz. Die körperliche Unschuld zu verlieren, würde die Vertreibung aus dem Paradies der Phantasie bedeuten.

Die Prosa des Lebens – Ehe, Familie – überlässt er gerne den „stärkeren“ Naturen.

Er verehrt mütterliche ältere Damen, ersatzweise bereits verlobte Mädchen der Gesellschaft, verliebt sich beinahe in die schwedische Sängerin Jenny Lind, bemerkt aber rechtzeitig, dass es ihre Kunst ist, die ihn fasziniert, und nicht etwa ihr Frausein. Die Lind ironisiert überdies diesen seltsamen Sentimentalen. Als er in einer lauen Sommernacht mit ihr im vollmondbeschiedenen Park zurückbleibt, den Schritt verhaltend, um eventuell tiefere Geständnisse an die Frau zu bringen, sagt sie:

„Na, Andersen, jetzt schreiten Sie mal aus mit den langen Stelzen. Die anderen sind ja fast schon zu Hause.“

Einige Jahre vor seinem Tod absolviert er, gedrängt von Freunden, vier Bordellbesuche in Paris, aber nur, um die Frauen zu betrachten. „Eine Dame erschien, welche Menschenfleisch verkaufte ...“ „Ich ging, ohne in Werken gesündigt zu haben.“

Andersen ist Hypochonder, er fühlt sich entweder ständig krank oder kommt tatsächlich in irgendeiner Form zu Schaden. Wenn bei der Familie Dickens in England Cricket gespielt wird, ist es unter Garantie Andersen, dem der kleine harte Ball nach wenigen Minuten an die Stirn knallt.

Andersen glaubt an Gott, die Unsterblichkeit der Seele, an den Teufel, der uns versucht, auf dass wir uns bewähren.

Europa industrialisiert sich zu Andersens Lebzeiten. Anders als viele Zeitgenossen fühlt Andersen sich nicht zu einer Entscheidung zwischen Glauben und Wissenschaft gedrängt. Also kein „Entweder/Oder“, sondern ein „Sowohl/als auch“. „Ich möchte Frieden und Versöhnung zwischen Natur und Bibel.“

Für Politik interessiert er sich nicht.

Er ist egozentrisch. Als er im Haus einer langjährigen Freundin nicht vorgelassen wird, weil die alte Dame im Sterben liegt, hat er nur eine Sorge: Ob sie wohl sein zuletzt zugeschicktes Manuskript noch gelesen hat ...

Zwei Jahre vor seinem Tod wird er depressiv. Der frühere Dandy beginnt seine äußere Erscheinung zu vernachlässigen. Seine Manieren werden immer kapriziöser. Bei Tisch, in Gesellschaft, nimmt er sich das Gebiss aus dem Mund, reinigt es in einem Wasserglas. Seine Egozentrik nimmt zu. Ein Besucher notiert 1875 in seinem Tagebuch: „Es war ihm unmöglich, an anderes als sich selbst zu denken“.

Er hustet, leidet an Ödemen und Gicht. Nimmt Morphium.

Im August 1875 macht er seine letzte Reise auf den Landsitz einer befreundeten Familie. Er schläft am 4. August um 11 Uhr ein. Der Diener Jens findet ihn.

H.C. Andersen
Erinnerungen an ein Leben
Briefe, Gedichte, Tagebücher ...

Den leiblichen Vater erinnern

(Gedicht, 1875)

„Mit Holzschuh'n lief ich hier umher,
Die Armenschule war genug.
Die ganze Welt lag noch vor mir,
Als ob des Grafen Rock ich trug.
Kein armer Kerl war ich, kein Tor.
Mein Vater wies den Weg,
Oft las er Märchen für mich vor,
So wurd' ich selbst Poet.“

Das Naturkind aus Odense erobert Kopenhagen

(Brief, 1822, einer 17jährigen Probsttochter aus Fünen, an ihre Tante)

„Frag Otilie, ob sie sich an den kleinen Schustersohn aus Odense erinnert, der ihnen immer Komödien vorgespielt hat. Er ist jetzt hier in der Stadt (= Kopenhagen, Anm. HG) und schreibt Tragödien und Geschichten, die er uns bisweilen vorliest. Es sind einzelne hübsche Stellen darin, aber insgesamt ist es grauenhafter Unfug. ... Morgen kommt er wieder zum Vorlesen, ich freue mich eigentlich darauf, wenn ich mich bloß vor Lachen halten könnte, aber das ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, so albern führt er sich auf.“

Endlich Sohn aus gutem Hause

1835 widmet Andersen seinen Roman „Der Improvisator“ der Familie Collin:

„Konferenzrat Collin und seiner edlen Gattin, in denen ich Eltern fand, und seinen Kindern, in denen ich Geschwister fand.“

Das Leiden an der (formalen) Bildung

(1822 – 1827; Lateinschulen von Slagelse auf Seeland und Helsingør)

(Text aus „Mehr als Perlen und Gold“ von H.C.Andersen, Premiere am 03.10.1849; nacherzählt von Jens Andersen)

Es waren einmal zwei Brüder, die gingen in die Welt hinaus, denn sie wollten vorwärtskommen. Mitten auf der Landstraße stand ein großes Haus, und auf einem Schild stand geschrieben, dies sei das große Haus der Bildung, in dem man sieben Jahre zu bleiben hätte, aber dann wäre man richtig gebildet.

„Ich gehe zum Wald“, sagte einer der Brüder und dann ging er. „Und ich gehe ins Haus der Bildung!“ sagte der andere.

„Hier haben Sie zuerst einmal zu lernen, ordentlich auf den Beinen zu stehen“, sagten sie drinnen zu ihm. „Erste Position!“ Und dann stand er in der ersten Position.

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!“ sagten sie zu ihm, und dann schwieg er still.

„Denken Sie nicht so an sich selbst, dass man es sieht. Augen geradeaus!“ Und dann waren die Augen geradeaus.

„Die Beine nicht so, wenn Sie gehen!“ – „Ich werde sie wohl zusammenbinden müssen!“ sagte er und band sie gleich mit einer Schnur zusammen.

„Auch die Arme nicht so!“ hieß es nun, „eine Schnur darum!“

Und dann wurde gezogen, und er hampelte wie ein Hampelmann, und dann war er gebildet!

Träume: Den verhassten Lehrer (Meisling) mit Büchern bewerfen

H.C. Andersen, Brief vom 28.10.1867 an Edvard Collin:

„Heute Nacht hatte ich einen hässlichen Traum, es ist ziemlich psychologisch, dass ich von so etwas noch träumen kann. Ich hatte den Eindruck, ich wäre in Meislings Haus, alles war da, in allen Einzelheiten, nur dass mich Meisling mit all seiner Bitterkeit und seinem Spott ‚Herr Etatrat‘ nannte. Eine Veränderung war jedoch mit mir geschehen, ich stand aus der Schulbank auf, bewarf ihn mit den Büchern und verließ den Klassenraum ... Das kommt mir selbst ganz merkwürdig vor, dass ich so oft und so lange nach dieser jungen Zeit im Traum in diese Verhältnisse zurückgeführt werde. Es zeigt, wie überwältigt, wie erdrückt, wie abhängig ich mich gefühlt habe! Man kann sich nun vorstellen, wie es ist, zum Sklaven geboren zu sein.“

Privatunterricht beim Hebräischen Müller

(1827/1828, Der gleichaltrige Ludvig Christian Müller ist Kenner der orientalischen Sprachen und Kultur, später Pastor und Vorsteher einer Pädagogischen Hochschule)

H.C.Andersen „Das Märchen meines Lebens“, 1855:

„Ich äußerte mich wie ein Naturmensch, aber mein Lehrer, der einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen war und fest auf dem Boden der Schrift stand, war oft sehr besorgt um mich; wir disputierten, während dieselbe heilige Flamme rein in unseren Herzen brannte. Aber innerlich tat es mir gut, zu diesem unverdorbenen, begabten jungen Mann zu kommen, er war eine ebenso eigentümliche Natur wie ich.“

Beim Hebräischen Müller unterliegt Andersen nicht länger dem Meislingschen Verbot zu dichten und zu deklamieren. Also ergreift er jetzt jede Möglichkeit, seinen Reimteufel spazierenzuführen. Allerdings sind die langen Unterbrechungen für die Bewältigung des Unterrichtpensums nicht förderlich. Müller beschließt eines Tages, Andersen ein kurzes russisches Märchen von einem Dichter zu erzählen, der ständig anderen vorlesen musste:

„Nach und nach gaben all seine Zuhörer auf. Und als er nun eines Tages mit einer neuen Geschichte allein in seiner Stube saß, rief er verzweifelt aus: ‚Ich will jetzt irgendjemanden, dem ich vorlesen kann, und wenn es der Teufel selbst wäre!‘ Kaum waren die Worte gesprochen, fand sich der Herr ein, den er beschworen hatte, und mitgebracht hatte er einen Vertrag. Sieben Jahre wollte er den Lesungen zuhören, danach sollte ihm die Seele des Dichters gehören. Es wurde unterschrieben und die Lesung begann. Aber so nach und nach wird der Zuhörer unruhig, und er will zur Tür hinaus, doch der Autor versperrt ihm mit dem Manuskript in der Hand den Weg. Der Teufel versucht, durch den Schornstein zu entkommen, aber der Dichter passt auf, erwischt den Flüchtenden beim Schwanz und liest weiter!“ Und hier, am Ende des Märchens, schlug der still zuhörende Andersen die Hände vor sein Gesicht und sagte: „Oh, Sie meinen mich!“

Dem Kind eine Stimme geben

H.C. Andersen, Gedicht 1827:

Das sterbende Kind

„Mutter, ich bin müde, und ich sehne
Mich, zu schlafen, an dem Herzen Dir.
Heiß auf mein Gesicht fällt Deine Träne,
Weine länger nicht, versprich es mir!
Hier ist's kalt und draußen Stürme wehen,
Doch im Traum ist Alles licht und klar.
Engelkindlein hab ich dort gesehen
Immer, wenn mein Aug' geschlossen war.

Horch, Musik! Von ferne klingt es leise;
Ach! Zu meiner Seite steht ein Knab',
Flügel hat er, Mutter, schöne weiße,
Die gewiss der liebe Gott ihm gab.
Grün und rot und golden seh' ich's schweben:
Blumen streun sie mit den Händen fein.
Sag, bekomm' ich Flügel auch im Leben,
oder muss ich erst gestorben sein?

Warum hältst Du meine Hand so bange,
Drückst den Mund so fest auf mein Gesicht?
Nass, doch feuerheiß ist Deine Wange.
Mutter, ich bin Dein und lass Dich nicht.
O lass Deine Tränen nicht mehr fließen,
Weinst du länger, weinen muss auch ich.
Bin so müd; mein Auge will sich schließen.
Mutter, sieh, nun küsst der Engel mich.“

Edvard Collin – „Sagen Sie ‚Du‘ zu mir“

H.C. Andersen, Brief Mai 1828 an Edvard Collin:

„Von allen Menschen sind Sie derjenige, den ich in jeglicher Hinsicht als meinen wahren Freund betrachte; seien Sie es immer, lieber Collin... Ich habe auch eine Bitte, Sie werden vielleicht lachen, aber möchten Sie mir einmal eine richtige Freude machen, mir wirklich einen Beweis Ihrer Achtung geben – falls ich sie verdiene – dann – ja, Sie dürfen nicht böse sein! – Sagen Sie ‚Du‘ zu mir! Mündlich werde ich Sie niemals darum bitten können, es muss jetzt geschehen, jetzt, während ich fort bin... Sind Sie böse? – Sie können sich nicht denken, mit welcher klopfendem Herzen ich dies schreibe...“

Edvard Collin antwortet H.C. Andersen im Mai 1828:

„... es gibt einen Zug in meinem Charakter, den ich Ihnen hier ehrlich enthüllen werde. Nur so wird es möglich sein, dass ich von Ihnen nicht missverstanden werde, denn davor fürchte ich mich sehr. Es geht also um meine Gefühle hinsichtlich der Frage ‚Du‘ zueinander zu sagen, die ich Ihnen enthüllen werde. Wie gesagt, Andersen, glauben Sie mir aufs Wort, dass ich ehrlich bin! ... Wozu diese Änderung unserer Beziehung? Ist es, um anderen ein Zeichen unserer freundschaftlichen Beziehung zu geben? Das wäre doch überflüssig und uns beiden egal; und ist unsere Beziehung nicht für uns beide

angenehm und nützlich, so wie sie ist? Warum denn mit einer geänderten Form beginnen; einer Form, die doch an und für sich bedeutungslos ist, aber bei der ich, wie gesagt, ein unangenehmes Gefühl empfinde ... Dass ich über Ihre Bitte böse bin, davon kann keine Rede sein; ich verstehe Sie nicht falsch, und auch Sie dürfen mich bitte nicht falsch verstehen.“

Wenn Männer sich küssen

(1846 teilt Andersen Edvard mit, dass man ihm in Oldenburg einen kostbaren Ring verehrt hätte, in Preußen einen Orden und in Weimar „ein ganzes Herz“ und damit eine Liebe, die schwerer wiege als alles andere.)

Edvard antwortet schriftlich:

„Sie sind in Deutschland wohlgelitten, im Weimar verwöhnt man Sie, dort werden Sie von allen Vornehmen geküsst und geherzt; wir, Ihre Freude hier zu Hause, können es – ein für allemal – nicht leiden, dass sich Männer küssen, wir zergehen darüber nicht vor Rührung, sondern wir freuen uns im Herzen über die Geschichte, die der eigentliche Kern ist: nämlich, dass Sie Erfolg haben und dass Sie sich Freunde schaffen, von denen ich zunächst einmal annehme, dass sie wahre Freunde sind!“

Edvard, der Realist

Brief Edvard Collin, Sommerresidenz Elleskilde, an H.C. Andersen, 22. Juni 1875:

“Lieber Andersen!

Ich war gerade dabei, Mist wegzukarren, als ich Ihren Brief empfing, in dem Sie mir Ihre ökonomischen Sorgen anvertrauen; ich wasche meine Hände und antworte Ihnen sofort.

Zunächst muss ich dagegen protestieren, dass ich es versäumt hätte, Ihnen Ihren Status per Ultimo Dezember 1874 mitzuteilen; das ist für einen Geschäftsmann genauso undenkbar wie für einen Dichter, nicht in die Zeitungen zu schauen, um zu sehen, wie seine Arbeiten beurteilt werden. Außerdem können Sie sich sicher denken, dass ich Ihre Bilanz nicht hier draußen habe und dass ich nicht, womit sich manch andere vielleicht interessant machen würden, andere Leute in Ihre Vermögensangelegenheiten einweihe. Aus diesem Grund liegt Ihre Bilanz in meinem Tresorraum in der Sparkasse...

Methusalem will ich nicht zitieren, er gehört zu den Mythen; aber ich stehe dafür ein, es wird nicht dazu kommen, selbst wenn Sie so alt werden wie Drakenberg, also noch weitere fünfzig Jahre zu leben haben, dass Sie irgendwelche Not leiden, auch wenn Sie jedes Jahr auf Reisen gehen. Zur Sicherheit dafür werde ich das Gut Elleskilde mit seinen Gütern und dem Vorlandsrecht als erste Priorität, und danach die Bankhaftung, als Pfand einsetzen ...

Ihr ältester und unveränderlicher Freund E. Collin“

Männerbeine

H.C. Andersen, Berlin erinnernd:

„Schnurg'rade Gassen, Palast an Palast.
Man wird müde vom Geh'n und von der Hast,
Hübsche Soldaten – und gleich beim ersten,
Spürte ich einen Stich im Herzen,
Und mir entfuhr's „Was für ein Körper, welche Bein,
O mein Gott, so stattlich und fein“

Ohne in Werken gesündigt zu haben

H.C. Andersen, Tagebucheintrag vom 05.05.1867:

„Nachdem ich zu Mittag gegessen hatte, ging ich voller Begehren auf und ab, betrat dann plötzlich ein Menschen-Geschäft, die eine war mit Puder bekleistert, die zweite ordinär, die dritte ganz Dame, ich sprach mit ihr, bezahlte 12 Franc und ging, ohne in Werken gesündigt zu haben, wohl aber in Gedanken. Sie bat mich, wiederzukommen, sagte, ich sei gewiss sehr unschuldig für einen Herrn. Mir war so leicht und froh, als ich dieses Haus verließ. Viele werden mich eine Memme nennen, bin ich es hier? ...“

Ein Unrecht gegen die Frösche und die Schnecken

Brief (1868) von H.C. Andersen an Edvard Collins Sohn Jonas Collin (1840 – 1905; Zoologe):

„Jeder Brief, den ich von Dir bekomme, bringt tropfenweise Verlobte! ... Lieber Jonas, lass uns zwei ein wenig warten, man ist nur einmal jung, und hat der Pastor ‚Amen‘ gesagt, so ist man mit einem Mal für immer Familienvater, und bei Dir wäre es ein Unrecht gegen die Frösche und die Schnecken.“

(Anmerkung HG: Jonas heiratet mit 36 Jahren, ein Jahr nach Andersens Tod.)

Schick einen Frosch

Brief (1871) von H.C. Andersen an Jonas Collin, „der Jüngere“

„Niemals höre ich von Dir, niemand sagt mir, wie Du lebst und was Du treibst! Klopfst Du Austern ab oder fängst Meerfrauen, um sie in Spiritus einzulegen? Schreib doch ein paar Worte oder schick einen Frosch, der kann dann ein ‚Quak‘ von Dir ausrichten.“

Entweder/Oder

Kierkegaard kritisiert früh Andersens Märchen: er findet sie zu weinerlich, zu sentimental, zu weibisch, zu exhibitionistisch. Andersen rächt sich mit einem kleinen Komödchen für die Studentenvereinigung: Da wird ein großmäuliger Student (Kierkegaard) mit seinem Hang zu Hegel lächerlich gemacht. Andersen ironisiert die „Formschneiderinnung“ und die „Pflastersteinleger im Garten der Poesie“. Dennoch lesen sich Andersen und Kierkegaard gegenseitig ein Leben lang, aber heimlich.

1843 widmet Andersen Kierkegaard, dem geliebten Feind, seinen Band „Neue Märchen“:

„ENTWEDER Sie mögen meine Sachen ODER Sie mögen sie nicht. Sie kommen jedoch ohne FURCHT UND ZITTERN, und das ist doch schon etwas.“

Diener Jens auf Gut Rolighed der Familie Melchior in Østerbro, 04.08.1875, 11.05 Uhr: „Der Konferenzrat ist tot“

Brief von Frau Melchior, August 1875:

„...Es ist eine große, segensreiche Beruhigung für mich, dass er hier starb und nicht unter Fremden. Für nicht viel auf der Welt würde ich auf die Sorgen und Bekümmernungen verzichten, und wäre ich den vielen Dienstwilligen gefolgt, den guten Ratschlägen, die die Leute mir in bezug auf ein Krankenhaus und ähnliches ständig gegeben haben, ich hätte es mir niemals verziehen, wenn ich ihn von hier fortgeschickt hätte. Die letzten acht bis zehn Tage war er in einem glückseligen Zustand, dankbar und liebevoll für alles, was man für ihn tat ... ich fühle, dass wir alle, aber besonders ich, ihn als einen treuen, ergebenen Freund vermissen werden. Friede sei mit seiner Asche!“

Ich fasse nun die Märchen zusammen, deren Gestalten wir beim „Andersen Sandskulpturfestival“ in Dänemark bewundert haben:

Der Krüppel

Dan Glover, Florida



Weihnachtsabend auf dem Herrenhof. Das arme Gärtnersehepaar hat fünf Kinder – das jüngste Kind, der „Krüppel“ kann nicht laufen, liegt zu Bett. Die Gutsbesitzersfamilie schenkt ihm ein Märchenbuch.

Die Eltern hadern mit ihrem mühseligen Leben. Ist der Sündenfall von Adam und Eva an allem schuld? Der „Krüppel“ erzählt den Eltern das Märchen von der Terrine: Zwei arme Leute dürfen beim König aus allen Töpfen essen, nur nicht aus der Terrine mit Deckel. Natürlich öffnen sie eines Tages die Terrine, zwei Mäuse hüpfen heraus. Die armen Leute werden aus dem Schloss vertrieben. Also auch ein „Sündenfall“, gefolgt von der Vertreibung aus dem Paradies.

Das zweite Märchen des „Krüppels“: Den kranken König kann nur ein Hemd retten, das ein Mensch trug, der nie Sorge und Mangel kannte. Der König sendet Boten im ganzen Reich aus, um einen solchen Menschen zu finden. Bei den Wohlhabenden wird er nicht gefunden. Nur der Schweinehirt sagt: „Ich bin der glücklichste Mensch!“, aber er hat kein Hemd.

Der Schulmeister kommt, unterrichtet den „Krüppel“. Erzählt den Gutsherren von dem Jungen. Die geben ihm ein paar Silbertaler, schenken ihm einen Vogel im Bauer.

Eines Tages schleicht sich die Katze in die Hütte, will den Vogel fressen. Der „Krüppel“, der den Vogel liebt, springt aus dem Bett, rettet den Vogel. So wird der „Krüppel“ geheilt.

Er wird in die Lateinschule geschickt, will 100 Jahre leben und Schulmeister werden. (HG: Andersens Jahre in der Lateinschule waren für ihn ein Alptraum. Vom sadistischen Schulmeister hat er noch als alter Mann geträumt. Sollte die Skulptur eine Erinnerung an Rektor Meisling sein?)

Die kleine Seejungfrau

Dennis Masona, Australien



Die Seejungfrau, Tochter des Meereskönigs, findet eine versunkene Marmorstatue auf dem Meeresboden: ein schöner junger Prinz. In ihn verliebt sie sich.

Sie taucht auf, erblickt ein Schiff, auf dem der Geburtstag des Prinzen gefeiert wird. Das Schiff gerät in Seenot, die Seejungfrau rettet den Prinzen, bringt ihn auf eine Insel.

Ihre Sehnsucht nach der Menschenwelt wächst. Seefrauen leben 300 Jahre, dann sterben sie und werden zu Schaum auf der Meeresoberfläche. Anders als Menschen haben sie keine unsterbliche Seele. Diese können sie nur erlangen, wenn sie die Liebe eines Menschenmannes gewinnen, von ihm geheiratet werden. Er gibt ihnen eine Seele und behält doch die seine.

Die Seejungfrau sucht die Meerhexe auf. Der Preis für zwei Menschenbeine: jeder Schritt wird schmerzen, als gehe sie auf Messern; die schöne Singstimme wird ihr genommen – die Meerhexe schneidet ihr die Zunge ab.

So „zugerichtet“ findet sie der Prinz am Strand. Die schöne Stumme tanzt (Schmerzen!) für ihn, blickt ihn mit „sprechenden“ Augen an. Sie darf die Nächte auf einem Seidenkissen vor seinem Schlafzimmer zubringen.

Hochzeitsnacht des Prinzen mit der Königstochter. Die Schwestern der Seejungfrau haben der Meerhexe das lange Haar geopfert. Dafür haben sie ein Messer bekommen, das die Seejungfrau dem Prinzen ins Herz stoßen soll. Der Blutstrahl aus dem Herzen des Prinzen verwandelt dann die Menschenbeine wieder zum Schwanz. Die Seejungfrau könnte ins Meer zurückkehren, 300 Jahre leben.

Sie tötet aber den Prinzen nicht, wirft das Messer ins Meer. Stürzt sich in die Wogen, verwandelt sich in Schaum. Dann aber die erneute Metamorphose: sie wird zu einer Tochter der Lüfte. In 300 Jahren kann sie durch gute Taten eine unsterbliche Seele erringen.

Der Wassertropfen

Der Zauberer Kribbel-Krabbel beobachtet mit dem Vergrößerungsglas die Tierchen in einem Wassertropfen, die sich gegenseitig fressen.

Das mag er nicht leiden. Er will sie färben, um sie besser studieren zu können. Versehentlich nimmt er als Färbemittel Hexenblut.

Kribbel-Krabbel bekommt Besuch von einem Zauberer-Kollegen. Was sehen sie da in dem Wassertropfen? Menschen, die sich gegenseitig quälen, verstümmeln und auffressen. „Das ist Paris oder eine andere große Stadt...“ sagt der Besuch. „Das ist Grabenwasser“, sagt Kribbel-Krabbel.

Das hässliche Entlein

Jan Selen, Holland



Die niedlichen Entenküken schlüpfen. Ein großes Ei bleibt im Nest zurück, wird von der Entenmutter weiterhin bebrütet, obwohl die „Oberente“ (Ironie!) davon abrät.

Schließlich schlüpft das sonderbare Vogelkind aus dem großen Ei. Von allen Tieren des Hofes wird es wegen seines ungewöhnlichen Aussehens verspottet. Es flüchtet zu den Wildgänsen – auf die wird aber Jagd gemacht. Entkommt schließlich in die Hütte einer alten Frau, wird verhöhnt von der Henne („Kannst Du Eier legen?“), vom Kater („Kannst Du einen Buckel machen?“) Wandert weiter. Sieht Schwäne auf dem Zug in den Süden. Sehnsucht erwacht.

Der Winter kommt. Das hässliche „Entlein“ friert im Teich fest. Ein Bauer holt es in die Stube. Es fällt in den Milchtopf und ins Butterfass.

Im Frühling begegnet das „Entlein“ wieder den Schwänen, die auf dem See dahingleiten. Es erblickt sein Bild im Wasser. Weiß sich nun als Schwan, wird von den Seinen angenommen. Das hässliche „Entlein“ ist nun der schönste und jüngste unter allen Schwänen.

Es ist glücklich – aber nicht stolz, denn ein gutes Herz verfällt nie dem Stolz.

Das Wichtelmännchen

Martjin Rijeze, Holland



lebt beim reichen Fettkrämer, bekommt von ihm jeden Weihnachtsabend eine Schüssel Grütze mit einem großen Klecks Butter.

Im gleichen Haus wohnt ein armer Student. Der kauft Käse, den der Krämer in eine alte Buchseite wickelt. Der Student verzichtet auf den Käse, kauft stattdessen – er ist arm – das zerfledderte Buch, das dem Fettkrämer als Einwickelpapier dient.

Der Wichtel besucht den Studenten des Nachts. Der liest und das leuchtende Buch breitet seine Zweige wie ein mächtiger Baum über den Studenten. Der Wichtel möchte beim Studenten bleiben, geht aber um der Grütze willen wieder zum Fettkrämer hinunter. Aber immer wieder muss er beim Studenten durch das Schlüsselloch spähen, um den Glanz des Buchwunders zu sehen.

Dann brennt das Haus. Der Wichtel rettet das Buch in seiner Mütze. Das Feuer wird gelöscht. Der Wichtel schließt einen Kompromiss: „Ich werde mich zwischen beiden teilen – dem Fettkrämer um der Grütze willen und dem Studenten, um das Buches willen.“

Der fliegende Koffer

Es war einmal ein reicher Kaufmann. Gab er einen Schilling aus, so erhielt er einen Taler zurück. Der Kaufmann stirbt; der Sohn erbt, vergeudet das reiche Erbe.

Ein Freund schenkt ihm einen Koffer und sagt „Pack ein!“. Weil er aber nichts mehr einzupacken hat, setzt er sich selbst in den Koffer, drückt auf das Schloss – und schon fliegt er davon ins Türkenland.

Er fliegt zur Tochter des türkischen Königs, gibt sich als Sohn des Türkengottes aus, gewinnt ihre Liebe und wird von der Königstochter auf den Sonnabend geladen. Er soll als Geschenk ein Märchen mitbringen: die Mutter möchte es vornehm und moralisch, der Vater lustig. Die Prinzessin schenkt ihm einen Säbel mit goldenen Münzen, die er gut gebrauchen kann.

Am Sonnabend erzählt er im Schloss das Märchen von den Schwefelhölzern und ihrer vornehmen Herkunft aus der prächtigen Kiefer. Die Schwefelhölzer konkurrieren mit den anderen Küchenutensilien. Wer von ihnen wohl am vornehmsten sei? Ist es der Kochtopf oder das Feuerzeug oder der Tontopf, die Teller, der Staubwedel, der Wassereimer, die Schüssel, die Feuerzange, die Teemaschine, die Schreibfeder, der Teekessel, der Marktkorb?

König und Königin sind entzückt – versprechen ihm die Tochter. Der fliegende Koffer verbrennt im Freudenfeuerwerk. Er kann nicht mehr zur Braut fliegen. Sie wartet noch heute auf dem Dach des Schlosses auf den Bräutigam.

Der Schweinehirt



Oscar Rodriguez, Spanien

Ein Prinz begibt sich an den Hof des Kaisers. Er will um des Kaisers Tochter werben. Er bringt zwei Geschenke mit: eine Rose und eine Nachtigall. Aber der Prinzessin gefallen die Geschenke nicht: „Pfui, sie ist nicht künstlich, sondern natürlich“, sagt sie, die Rose naserümpfend betrachtend. „Die Nachtigall – ich will doch nicht hoffen, dass sie natürlich ist“ und sie lässt die Nachtigall davonfliegen.

Der Prinz verkleidet sich als Schweinehirt und bekommt eine Anstellung als kaiserlicher Schweinehirt. Er schmiedet einen Schellentopf, der immer die gleiche Melodie spielt: „Ach du lieber Augustin ...“. Die Prinzessin ist entzückt, sie will den Topf besitzen. Der Schweinehirt verlangt 10 Küsse als Lohn. Die gibt sie ihm.

Ein anderes Wunderding des Schweinehirten, eine Knarre, spielt alle Walzer, Polkas und Hopses des Reichs. Auch die will die Prinzessin haben. 100 Küsse verlangt der Schweinehirt als Preis.

Umgeben von den Hoffräulein „bezahlt“ sie schließlich die 100 Küsse. Die Hoffräulein zählen mit. Beim 86. Kuss kommt der Kaiser – ist empört. Schweinehirt und Prinzessen werden verbannt. Der Schweinehirt gibt sich als Prinz zu erkennen, aber er will des Kaisers Tochter nun nicht mehr zur Frau.

Die Nachtigall

Der Kaiser von China wohnt in einem herrlichen Schloss. Er studiert die Bücher. In einem Buch steht geschrieben: „Aber das Allerbeste im Reich ist doch die Nachtigall...“ Sie will der Kaiser besitzen. Er sendet seine Mandarine aus, um sie zu suchen. Vergeblich. Eine einfache Köchin führt die hohen Staatsbeamten schließlich zum Baum, in dem die Nachtigall wohnt.

Der Kaiser ist entzückt von ihrem Gesang und setzt sie gefangen. Schließlich sendet der Kaiser von Japan ein Geschenk: eine juwelengeschmückte künstliche Nachtigall. Die läuft auf Walzen und singt nur ein einziges Lied. Die lebendige Nachtigall, das graue Tierchen, wird verbannt.

Ein ganzes Jahr lang macht die Automatennachtigall bei Hof Furore. Jedermann ist entzückt, dass sie nur ein einziges Lied singen kann. Das kann man so schön nachsingen.

Der Kaiser liegt im Sterben. Da kommt die echte Nachtigall und singt den Tod fort. Der Kaiser gewährt ihr, dass sie kommen und wieder wegfliegen kann, wann sie will, singen kann, was sie will – über die Freude und das Leiden im Land.

Das Däumelinchen



Joo Heng Tan, Singapore

Das Däumelinchen wächst im Kelch einer Tulpe im Blumentopf heran. Sie wird geraubt von einer Kröte als Braut für deren Sohn. Die Krötenmutter will die Staatsgemächer für die Braut renovieren, setzt das Däumelinchen während der Renovierungsarbeiten auf einem Seerosenblatt aus. Die Fische nagen den Stiel der Seerose ab, Däumelinchen segelt davon, mit einem Schmetterling als Segel. Sie wird von einem Maikäfer geraubt, der sie eher hässlich findet: Hat sie doch nur zwei Füße und eine Taille.

Sie lebt im Walde. Der Winter kommt. In einer Feldmaushöhle findet sie Asyl. Der Nachbar der Feldmaus, der Maulwurf, verliebt sich in Däumelinchen. Sie findet einen toten Vogel im Verbindungsgang zwischen Feldmaus- und Maulwurfhöhle. Sie küsst den Vogel, flicht ihm eine Decke. Der Vogel, eine Schwalbe, erwacht aus der Starre. Dank der Pflege kann die Schwalbe im Frühling davonfliegen, will seine Retterin mitnehmen. Aber sie bleibt in der Erde, fühlt sich der Feldmaus verpflichtet. Sie muss an der Aussteuer für die Hochzeit mit dem Maulwurf arbeiten. Der wohnt noch tiefer als die Feldmaus – ein Sonnenfeind.

Vor der Hochzeit geht Däumelinchen ein letztes Mal hinauf, ins Licht, um sich von der Sonnenwelt zu verabschieden. Da kommt die Schwalbe und nimmt sie in den Süden mit. Dort heiratet sie den winzigen König der Blumen. Diese Geschichte hat die Schwalbe Hans Christian Andersen in Dänemark erzählt.

Unter dem Weidenbaum



Krista Bakker, Holland

Der Honigkuchenverkäufer erzählt den Kindern Knut und Johanne eine Geschichte unter dem Weidenbaum im Garten:

Zwei Honigkuchen, ein Hönigkuchenfräulein und ein Honigkuchenmann, lieben sich, aber der Mann erklärt sich nicht. Das Fräulein bricht entzwei; beide werden aufgegessen.

Die Eltern der Kinder (aus Kjöge/Dänemark) scheiden voneinander. Knud kommt in eine Schusterlehre in Kjöge, Johanne singt in der Kopenhagener Kömodie. Knud will Johanne heiraten, geht nach Kopenhagen, erklärt sich. Aber Johanne will Karriere machen. Sie trennen sich.

Knud wandert nach Nürnberg. Findet einen Meister und lernt die Landessprache. Geht schließlich nach Mailand zu einem anderen Meister.

In der Oper begegnet er Johanne, der berühmten Sängerin. Sie erkennt ihn nicht wieder, ist mit einem Ordenträger verlobt.

Knud wandert gen Norden, träumt unter einem Weidenbaum von Kjöge, von der Auferstehung der Honigkuchen, von seiner Hochzeit mit Johanne. Am Morgen liegt er erfroren im fremden Land unter einem Weidenbaum.

Die Schafhirtin und der Kaminfeger

Eine zierliche Porzellanhirtin und ein hübscher Porzellanschornsteinfeger stehen nebeneinander auf einer Kommode und haben sich lieb. Neben ihnen steht einer großer Porzellanchinese, der mit dem Kopf nicken kann. Er sagt, er sei der Großvater der kleinen Hirtin und habe Gewalt über sie. Er will sie mit dem hässlichen Ziegenbockbein-Oberunduntergeneralkriegskommandeursergeanten des Mahagonischranks verheiraten.

Hirtin und Schornsteinfeder entfliehen durch den Kamin. Der Himmel wölbt sich über ihnen. Der Hirtin ist die Welt viel zu groß. Sie klettern zurück. Begeben sich wieder auf den Tisch, wo sie immer gestanden haben. Der alte Chinesen-Großvater stürzt, zerbricht, wird geflickt, kann aber nicht mehr nicken.

„Krieg ich sie – oder krieg ich sie nicht?“, sagt der hässliche Ziegenbockbein-Oberunduntergeneralkriegskommandeursergeant. Aber der Großvater kann ja nicht mehr nicken. So bleiben Schlafhirtin und Kaminfeger zusammen, bis sie entzweigehen.

Die Prinzessin auf der Erbse

Tarja Matikainen, Finnland



Der Prinz will eine WIRKLICHE Prinzessin. Wie erproben? Die Königin legt eine Erbse unter die vielen, vielen Matratzen, auf denen die Prinzessin eine Nacht verbringt. Wird sie die Erbse spüren? Ja, die Prinzessin spürt die Erbse. Ist sie also "echt"? Ja, sie ist es. So empfindlich kann nur eine Prinzessin sein.

Des Kaisers neue Kleider

Ritta Matikainen, Finnland



Eitel ist der Kaiser, sehr auf Äußerlichkeiten bedacht. Zwei Betrüger weben für ihn ein Gewand. Das ist für alle unsichtbar, die nicht für ihr Amt taugen oder unverzeihlich dumm sind.

Wer will schon nicht für sein Amt taugen? Wer will unverzeihlich dumm sein?

Zwar sind die Webstühle leer, aber die Minister, die der König aussendet, um den Fortgang der Arbeiten zu beobachten, rühmen die Schönheit des Gewebes. Auch der Kaiser sieht nichts – aber das kann er natürlich nicht zugeben.

Schließlich wird er „eingekleidet“, begibt sich mit seinem Gefolge auf eine Prozession durch die Stadt. Zuerst sagt ein Kind die Wahrheit, dann das ganze Volk: „Der Kaiser ist nackt“.

Aber der König besteht darauf, die Prozession fortzusetzen, und die Kammerherren tragen die Schleppe, die gar nicht da ist.

Die roten Schuhe

Ein junges Mädchen will so schöne rote Schuhe wie die Prinzessin. Bekommt sie. Trägt sie, eitel wie sie ist, auch bei unpassenden Anlässen: bei der Konfirmation, bei Beerdigungen.

Die Schuhe entwickeln ein Eigenleben. Sie wollen immer tanzen, laufen, trippeln, eilen. Das Mädchen, wie ein Blatt vom Wind da und dorthin geweht, möchte sie ausziehen. Das geht nicht.

Sie lässt sich schließlich die Füße mitsamt den Schuhen vom Henker abhacken. Die Schuhe tanzen immer noch.

Sie bereut, betet zu Gott „Hilf mir!“, erlangt Verzeihung, ihre Seele fliegt zu Gott.

Der Garten Eden

Die Großmutter erzählt dem Königssohn vom Garten Eden, wo man Blumen essend Mathematik, Latein usw. lernt. Der Prinz will den Garten suchen, verirrt sich im Wald, trifft in einer Höhle die Mutter der Winde.

Vier Söhne hat sie: den Nordwind (erzählt eine Walrossfänger-Szene), den Westwind (berichtet von Amerika, den Büffelherden, den Wäldern und Wasserfällen), den Südwind (trägt Turban und Beduinenmantel; berichtet von Afrika, den Hottentotten, der Löwenjagd, den Karawanen) und den Ostwind.

Der berichtet von China und davon, dass er alle 100 Jahre in den Garten Eden zieht.

Manchmal ärgert sich die Mutter über die unbotmäßigen Söhne, dann steckt sie sie in Säcke.

Der Ostwind nimmt den Prinzen mit auf die Reise, sie fliegen über den Himalaja nach Kaschmir (?).

Der Garten des Paradieses befindet sich unter der Erdoberfläche. Die Höhle weitet sich zu einer prächtigen Gegenwelt. In Glasscheiben (Spiegel) hat die Zeit die Menschengeschichte und alle Begebnisse eingebrannt. Der Prinz macht mit der Fee des Paradieses eine virtuelle Reise durch die Zeiten.

Die Fee darf der Prinz nicht küssen. Sonst wird er aus dem Paradies vertrieben. Er kann dennoch nicht widerstehen und küsst sie im Schlaf.

Er muss zurückkehren in die Höhle der Winde. Der Tod erscheint. Er verspricht dem Prinzen, ihn nach einem guten Leben zum Morgenstern zu bringen. Auch dort ist das Paradies. Führt er allerdings ein schlechtes Leben, so wird er in die Tiefe sinken.

Die wilden Schwäne

Sergi Ramierz



Es waren 12 Königskinder, 11 Söhne, eine Tochter. Von der bösen Stiefmutter werden die Söhne in wilde Schwäne verwandelt, einmal jährlich dürfen sie in ihr Reich zurück, nehmen Abends für eine Nacht wieder Menschengestalt an. Dabei begegnen sie der verstoßenen Schwester, nehmen sie mit auf die Reise. Wie kann sie die Brüder erlösen?

Um den Zauber zu lösen, gibt es ein Mittel: Sie muss auf dem Kirchhof Brennesseln unter Schmerzen ernten und daraus 11 Panzerhemden flechten. Wirft sie diese über die Schwanenbrüder, so gewinnen sie ihre Menschengestalt zurück.

Während der Arbeit darf sie nicht sprechen.

So findet sie der Königssohn und heiratet die Stumme. Nachts kehrt sie zurück auf den Kirchhof und setzt die Arbeit fort bis zum 7. Hemd. Der böse Erzbischof folgt ihr eines Nachts auf den Friedhof, verleumdet sie als Hexe, hetzt den König auf. Auch dieser folgt ihr heimlich und das Misstrauen wächst. 10 Hemden hat sie schon fertig.

Als sie für das 11. Hemd erntet, erscheinen die Lamien. Der König ist nun überzeugt, eine Hexe geheiratet zu haben. Sie wird zum Feuertod verurteilt.

Die Schwäne begleiten den Karren auf dem Weg zum Scheiterhaufen. Sie flicht noch am 11. Hemd. Der Henker ergreift ihre Hand – sie wirft die Hemden über die Schwäne. Die 11 Brüder werden wieder in Menschen verwandelt. Nur der elfte Bruder hat statt eines Armes einen Schwanenflügel, denn den letzten Ärmel konnte sie nicht mehr fertigstellen.

Sie darf wieder sprechen. Klärt den König auf. Stirbt. Das Holz des Scheiterhaufens beginnt zu blühen, treibt viele rote Rosen hervor und eine einzige weiße. Diese weiße Rose pflückt der König, legt sie ihr an die Brust. Sie kehrt ins Leben zurück und eine neue Hochzeit wird gefeiert.